

OLIVER
PÖTZSCH



DAS BUCH DES
TOTENGRÄBERS

Ein Fall für
Leopold von Herzfeldt

ullstein 

OLIVER PÖTZSCH

Das Buch des Totengräbers

OLIVER PÖTZSCH

Das Buch des Totengräbers

Ein Fall für Leopold von Herzfeldt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-86493-166-6

Originalausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: www.zero-media.net, München

Titelabbildung: © Granger / Bridgeman Images (Stadtansicht
Wien); © FinePic®, München (Kreuz, Schriftmuster, Glow)

Karte von Wien: © Peter Palm

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für meinen Urgroßvater Max Kuisl (1861–1924), dessen Grab irgendwo in São Pedro in Brasilien liegt und der zum Zeitpunkt dieses Romans ein junger Arzt war.

Ich habe beim Schreiben oft an ihn gedacht!

»Es lebe der Zentralfriedhof und alle seine Toten. Der Eintritt ist für Lebende heut ausnahmslos verboten. Weil der Tod a Fest heut gibt, die ganze lange Nacht. Und von die Gäst ka anziger a Eintrittskartn braucht.« (Wolfgang Ambros)

*Aus dem »Almanach für Totengräber« von
Augustin Rothmayer, geschrieben zu Wien 1893*

Im menschlichen Leben gibt es wohl keinen Zustand, der mehr gefürchtet ist als der des Scheintods. Dieser Zustand kann vielerlei Gründe haben: Ertrinken oder Erhängen, in Bergwerken oder Lawinen verschüttet werden, aber auch Vergiftung, Starrkrampf oder sehr hohes Fieber. Immer wieder finden sich Berichte, daß Menschen als Scheintote lebendig begraben wurden. Die Rede ist von Klopfen am Sargdeckel, von verzweifelten Rufen auf dem Friedhof. Manche der Begrabenen wurden später exhumiert, und man fand sie in seltsamer Stellung, so als hätten sie vor ihrem Tod noch mit aller Kraft versucht, sich zu befreien.

Um festzustellen, ob ein Mensch wirklich tot ist, empfiehlt es sich, die Fußsohlen mit Stichen zu reizen, ein glühendes Eisen aufzulegen oder den vermeintlich Toten mit kochendem Wasser zu überschütten, bis sich Blasen auf der Haut bilden. Im Zweifel hilft ein Stich mit dem Herzstilet, wie es etliche Ärzte empfehlen und auch anwenden. So kann unvorstellbares Leiden erspart werden.

Wie lange man in einem Sarg überleben kann, wird durch das Verhältnis von Sargvolumen zu Lungenkapazität bestimmt, es ist von vierzig Minuten bis maximal einer Stunde auszugehen. Mir selbst ist bis auf eine Ausnahme nie dergleichen begegnet, doch dieser eine Fall gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten meiner gesamten bisherigen Laufbahn ...



Prolog

Der Mann im Sarg öffnete die Augen und hörte seiner eigenen Beerdigung zu.

Dumpfe Wortfetzen drangen bis hinunter in sein Grab, durchsetzt vom Klagen und Weinen einer Frau. Er glaubte zu wissen, wer dort weinte, und sein Herz füllte sich mit Sehnsucht.

Anders als erwartet roch es im Sarg nicht schlecht. Das frische Fichtenholz duftete nach Harz, außerdem drang durch die schmalen Schlitze, dort, wo der Deckel mit dem Kasten vernagelt war, ein wenig Luft. Ein schwacher, fast nicht wahrnehmbarer Lichtschein fiel herein. Nun ertönte über ihm eine tiefe Stimme. Der Mann im Sarg konnte den genauen Inhalt der Rede nicht verstehen, aber es war sicher eine gute Rede, eine, die den Leuten vor Augen führte, was für ein wertvoller Mensch er gewesen war. Warum hatten sie nicht so über ihn geredet, als er noch lebte?

Aber was dachte er da? Er lebte ja noch ...

Er hatte starke Kopfschmerzen, sein Schädel fühlte sich an wie in ein Glas Leinöl getaucht, aber natürlich, er lebte noch. Probeweise bewegte er erst Finger und Zehen, dann den rechten und den linken Fuß, schließlich die Arme. So ein Sarg war geräumiger als zunächst angenommen, nur ein wenig hart, ein krumm eingeschlagener Na-

gel drückte gegen sein rechtes Schulterblatt. Außerdem war ihm kalt, es fehlte eine Decke.

Wieder weinte die Frau über ihm, dazu erklang jetzt ein monotoner, gutturaler Laut aus vielen Kehlen gleichzeitig. Es war ein zweisilbiges Wort, das die Menschen dort oben murmelten, und der Mann brauchte eine Weile, um sich zu vergegenwärtigen, was für ein Wort es war.

Amen.

Sie kamen zum Ende.

Plötzlich war ein neues Geräusch zu hören, viel näher diesmal. Ein leises Rummsen und anschließendes Rieseln, das in regelmäßigen Abständen erfolgte.

Schrapp ... schrapp ... schrapp ...

Der Mann hielt den Atem an. Jemand schippte Erde auf den Sarg, kleine Steine klickerten und rollten über den Holzdeckel, das Licht in der Kiste wurde nach und nach schwächer, während die Grube sich mit fetter, lehmiger Erde füllte.

Schrapp ... schrapp ... schrapp ...

Dann war es dunkel. So dunkel, wie es in einem Grab eben war.

Schrapp ...

Eine letzte Schaufel voll, verhallende Stimmen, Schritte, die sich langsam entfernten.

Stille.

Der Mann konnte die Stille beinahe fühlen, sie war wie zähflüssiges schwarzes Öl, das von seinen Beinen aufstieg, seinen fröstelnden Körper und schließlich den Kopf und die Haare erreichte und ihm die Ohren verklebte. Er badete förmlich in der Stille. Es war angenehm, auch weil er wusste, dass die Stille nicht ewig währen würde.

Der Mann wartete. Er lauschte, er horchte ... dann endlich hörte er etwas. Ein stetes Pochen, so als würde jemand in weiter Ferne an eine Tür klopfen. Das Pochen wurde schneller, lauter!

Sie kommen! Endlich, sie kommen!

Erst nach einer Weile begriff er, dass es das Klopfen seines eigenen Herzens war. Es schlug und schlug, viel zu hastig, wie eine Uhr, die man zu schnell aufgezogen hatte.

Was ist dort oben nur los? Warum geschieht nichts?

Der Mann schrie, und sein eigener Schrei gellte ihm in den Ohren, so laut, dass es die ganze Welt vernehmen musste. Doch niemand hörte ihn, höchstens die paar Käfer, Asseln und Regenwürmer, die irgendwo, ganz nah, in der Erde krabbelten und krochen und darauf warteten, sich in seine Ohren, Augen und Eingeweide zu wühlen.

Allmählich wurde die Luft knapp. Wie lange reichte sie in so einem Kasten? Eine Stunde? Eine halbe? Weniger? Verzweifelt führte er seine Arme nach oben, bis sie auf Höhe des Brustkorbs lagen, dann drückte er mit aller Kraft gegen den Sargdeckel. Erde rieselte an den Rändern herein, verklebte ihm die Augen, er hustete, brüllte, drückte, schrie, schob, presste – doch vergeblich. Seine Fingernägel bohrten sich ins Holz, als könnte er sich auf diese Weise einen Weg ins Freie bahnen, durch Sarg und Erde hindurch, zurück zu den Lebenden.

Wieder schrie der Mann.

Er schrie, weil er insgeheim hoffte, dass er dann aufwachte. Als Kind hatte er einmal einen schlimmen Albtraum gehabt, ein großer Wolf mit blutigen Lefzen hatte an ihm gezerrt und ihn bei lebendigem Leib zerrissen. Damals hatte er geschrien und war schweißgebadet aufgewacht, dann war die Mutter an sein Bett gekommen und hatte ihm ein Schlaflied gesungen, und bald war alles wieder gut gewesen. Er hoffte, er betete, dass auch das hier nur ein Traum war.

Doch es war keiner.

Es ist die Wirklichkeit, dachte der Mann, während er langsam in den Wahnsinn hinüberglied. *Die unbarmherzige Wirklichkeit. Ich bin allein, keiner wird mir helfen, auch sie nicht ...*

Dieser Sarg war sein Grab, und das Grab war so wirklich wie der muffige Geruch der Erde, das eigene, immer schwächer werdende Keuchen, das Krabbeln der Käfer, Asseln und Spinnen und die ewige Dunkelheit, die ihn tiefer und tiefer hinabzerzte.



Kapitel I

Wien, nachts auf dem Prater, Oktober 1893

Der Lichtstrahl der Petroleum-Starklichtlampe tastete wie ein dünner, langer Finger durch die Nacht. Er huschte hierhin und dorthin, wanderte über Büsche und Bäume, streifte ein paar weiter entfernte Würstelbuden und Ringelspiele, die Rückwand eines bunten Kasperltheaters und die hohe Kuppel der Rotunde und verharrete schließlich auf dem Fiaker mit schwarzem Verschlag, der sich vom Prater her mit hoher Geschwindigkeit näherte. Der Kutscher zügelte die Pferde, und das zweispännige Gefährt blieb mit quietschenden Rädern auf der vom Regen aufgeweichten Prater-Hauptallee stehen. Grinsend sah der Kutscher durch die Luke nach hinten und zwinkerte seinem Fahrgast zu.

»So schnell wie a englische Dampflok. Beim Praterderby kannt i mi anmelden. Gnädigster Diener, der Herr ...« Erwartungsvoll streckte er die Hand aus, und Leopold gab ihm wie vereinbart den doppelten Lohn und sogar noch ein paar Münzen obendrauf.

»Herzlichen Dank«, sagte Leopold und richtete sich leise stöhnend im lederbespannten Sitz auf. Von dem Höllenritt taten ihm sämtliche Knochen weh. »Das war wirklich verdammt schnell. Sie können froh sein, dass uns kein Polizist angehalten hat.«

»Na, wenn die Polizei selbst im Fiaker sitzt, wird uns scho ka

Kieberger anhalten«, gab der Kutscher zurück. Er öffnete den Verschlag, und die kühle, nach Gras, Pferdederung und Moder riechende Feuchte eines Wiener Herbstgewitters empfing Leo. Ein Geruch, der ihn an ein großes, verwesendes Untier denken ließ.

Es regnete seit Stunden, wenn auch nicht mehr so stark wie zu Beginn, ein satter Oktoberregen, der auf das Dach der Kutsche prasselte und von den umstehenden Kastanienbäumen tropfte wie Harz. Leo klappte seine silberne Savonette-Taschenuhr auf, es war exakt acht Minuten nach Mitternacht. Von der Polizeidirektion am Schottenring hierher hatten sie nur zwölf Minuten gebraucht, unter Missachtung sämtlicher Verkehrsregeln. Sie konnten von Glück reden, dass ihnen keine Pferdetramway entgegengekommen war oder, noch schlimmer, eines dieser neuen Automobile, von denen Leo schon mal eines auf den Straßen Wiens gesehen hatte, am Steuer irgendein besoffener reicher Spinner mit seinem Flittchen.

Kurz schaute Leo über die Schulter zurück zu der Allee, die den großen Park wie ein schwarzes Band mittendurch schnitt. Der Prater war ein weitläufiges Erholungsgebiet, geprägt von den Auenlandschaften der Donau, von kleinen Waldgruppen und Büschen, bis hinunter zum Lusthaus und der Galopprennbahn Freudenau, wo sich Adel und Bourgeoisie amüsierten. Gleich hinter den Bäumen, wo der sogenannte Würstelprater endete, schien die Stadt zu glühen. Die zahlreichen Gaslaternen hüllten die Variété-Theater, Kaffeehäuser, Spiegelkabinette und Wurfbuden in ein warmes gelbliches Licht. Hier im nordwestlichen Teil des Parks amüsierte sich das einfache Volk auf die immer gleiche Weise. Von den Wirtshäusern ertönten selbst um diese späte Stunde noch Gelächter, Schreie und Schrammelmusik. Eine verstimmte Gitarre leierte zusammen mit einer steirischen Knopfharmika einen kitschigen Gassenhauer.

Mein Blut ist so lüftig und leicht wie der Wind, i bin halt an echt's Weanerkind ...

Unwillkürlich summt Leo die Melodie mit. Er hängt sich die abgegriffene Kameratasche samt dem Zusatzbehälter für die Trockenplatten um, nahm den unförmigen ledernen Kastenkoffer in die Hand und stieg aus. Der Kutscher wendete mit einem letzten Peitschenknall und fuhr dorthin zurück, wo die Musik, das Licht und der Lärm herkamen, dorthin, wo das Leben war.

Hier im Wald wartete der Tod.

»Heda, Bubi, hier ist nichts mit Spaziergehen!«, erklang eine Stimme aus der Dunkelheit. Ein kleiner Hügel zeichnete sich grau vor dem pechschwarzen Horizont ab. »Schleich di, hab ich gesagt, des ist a Befehl! Polizeiliche Anordnung!«

Im Regendunst sah Leo einen dicklichen, älteren Wachmann, der in durchnässter Uniform schnaufend auf ihn zukam. Er trug eine flackernde Laterne mit Glühstrumpf, eines der neuen sogenannten Auerlichter, dessen Strahl zuvor auch den Fiaker gestreift hatte. Das rechte Bein zog der Mann leicht nach, er hatte sichtlich Mühe, sich durch das Dickicht abseits des Weges zu kämpfen. »Ist alles abgesperrt hier!«, schimpfte er. »Hast verstanden, Strizzi? Wannst deine Miezn suchst, die san ausgeflogen. Also, kehrt marsch, retour!«

»Ich habe sehr wohl verstanden, bin ja nicht taub«, sagte Leopold. Er klappte das Revers seines Chesterfieldmantels um, wo die allbekannte Marke prangte, eine grauschwarze Stoffkokarde mit dem Habsburger Doppeladler in der Mitte. »Wir beide tun hier nur unsere Pflicht, Herr Wachtmeister.«

»Oh, Verzeihung, Herr Inspektor, ich ... ich wusste nicht ...« Der Wachmann nahm sofort Haltung an. »Bitte vielmals um Vergebung, Herr Inspektor, aber die Herren Kollegen vom Wiener Sicherheitsbüro sind schon da.«

»Auch das ist mir geläufig«, erwiderte Leopold. »Das dort vorne wird ja kaum ein Lagerfeuer sein.« Er deutete auf den flackernden Schein, der aus dem Waldstück jenseits des Hügels zu ihnen herüberleuchtete. »Sind die Spuren bereits gesichert?«

»Spuren ... gesichert ...?« Der Wachmann sah ihn verständnislos an. Leopold wies auf die vor Dreck starrenden Schuhe des Beamten.

»Nun, ich sehe, Sie laufen hier mit Ihren Kommissstiefeln durch den Matsch. Selbst im schwachen Licht Ihrer Laterne kann ich Spuren auf dem Erdboden erkennen. Der Tiefe nach könnten sie zu einem, nun ja, stämmigen Mann passen, jemandem wie Sie. Sie hinken leicht, auch das zeigen die Spuren. Das lang gezogene Schleifen ist deutlich zu erkennen, sehen Sie? Ich frage also, ob mögliche *andere* Spuren bereits gesichert wurden oder ob Sie hier einfach durchtrampeln wie ein Wildschwein durch den Kartoffelacker?«

»Bitte ... bitte ... vielmals um Vergebung, Herr Inspektor«, stotterte der Dicke.

»Das sagten Sie bereits. Also wohl keine Spurensicherung. Kriegsverletzung?« Leo deutete auf das steife rechte Bein des Mannes.

»Krieg ...? Äh, ja, aber woher ...«

»Ihre Ausdrucksweise. Erinnert an Militär, vermutlich die Schlacht bei Königgrätz, wenn ich Ihr Alter richtig schätze. Und, ach ja, schicken Sie ein paar Männer zur Zeugenbefragung hinüber zum Wurstelprater, falls das noch nicht geschehen ist. Wenn ich die Zusammenrottung vorhin am Calafati richtig deute, hat sich unser Fall bereits herumgesprochen.«

Ohne ein weiteres Wort schritt Leo an dem verdutzten Wachmann vorbei und näherte sich dem Hügel. Daneben lag ein kleiner See, dessen Oberfläche im Licht weiterer Auerlampen ölig schwarz leuchtete. Einige Uniformierte mit den typischen Blechhelmen und den dunkelgrünen Waffenröcken standen am Ufer, außerdem drei Männer in Zivil. Zwei von ihnen trugen Mantel und Bowler, von deren Krempe der Regen tropfte, der dritte, ein jüngerer Mann, war barhäuptig. Er stützte sich etwas abseits an einer Weide ab, hielt den Kopf gesenkt und gab würgende Geräusche von sich. Der ganze Boden im Umkreis war durchweicht und aufgewühlt.

So viel zu weiteren Spuren, dachte Leo. Ein Wildschwein hätte weniger Schaden angerichtet.

Er atmete noch einmal tief durch. Dann ging er mit zügigen Schritten, den Koffer und die zwei Ledertaschen in den Händen, auf die beiden Männer in Zivil zu. Mit den Wachleuten umstanden sie einen leblosen Körper am Ufer. Als Leo in den Lichtkegel trat, sahen die Männer überrascht auf.

»Verflucht, was machen Sie denn hier?«, knurrte der eine von ihnen, ein stämmiger Kerl mit Glatze und zugeknöpftem Ledermantel, den er fast zu sprengen schien. Trotz des Regens kaute er auf einer erkalteten Zigarre. »Na los, verschwinden Sie! Das ist hier nicht der Nordbahnhof, wenn Sie den suchen.«

»Suche ich nicht, und ich bin auch kein verirrter Reisender. Guten Abend, die Herren!« Leo lüftete seinen eleganten grauen Homburg, dann zeigte er erneut seine Marke. »War der Untersuchungsrichter vom Landesgericht schon da?«

Der Glatzkopf kniff die Augen zusammen, kaute weiter an der Zigarre und musterte einen Moment lang die Marke. »Wer zum Teufel sind Sie? Hab Sie noch nie in der Direktion gesehen.«

»Herzfeldt«, sagte Leo und verbeugte sich leicht. »Leopold von Herzfeldt. Ihr neuer Kollege.«

»Herzfeldt ... Klingt ziemlich jüdisch. Sind Sie Jude?«

Leo schwieg. Der zweite Mann mit Bowler trat nun hinzu. Im Gegensatz zu seinem stämmigen Kollegen war er hager, mit Walrossschnauzer und dünnem Haar, das ihm in die Stirn hing wie nasser Tang. Der schwere, mit Wasser vollgesogene Filzmantel zog an seinen Schultern, im Dunkeln sah er aus wie eine zerfledderte Vogelscheuche nach einem Gewitter.

»Ich glaub, ich weiß, wer das ist, Paul«, sagte er. »Polizeikommissär Stukart hat kürzlich auf der Morgensitzung von ihm erzählt, erst vor ein paar Tagen, erinnerst du dich? Dieser junge Kerl aus Graz ...«